

INTERVIEW

VON
JOACHIM SCHMITZ

Hund Anton sieht aus wie ein eingelaufener irischer Wolfshund und ist die Ruhe selbst. Während des Interviews in einem Münchner Café legt er sich neben den Stuhl seines Herrchens Mehmet Kurtulus und rührt sich anderthalb Stunden lang nicht von der Stelle. Herrchen hatte als verdeckter Ermittler Cenk Batu dem „Tatort“ eine neue Farbe und Qualität gegeben, bevor er sich internationalen Projekten zuwandte und auf der ganzen Welt Kinofilme und Streaming-Serien drehte. Nun kehrt er ins deutsche Fernsehen zurück.

Herr Kurtulus, wissen Sie schon, wie Sie den Abend des 27. April verbringen werden? Sie haben Geburtstag und in der ARD läuft der erste Teil Ihres Films „Mordach – Tod in den Bergen“.

Das ist noch ein kleines Fragezeichen. Ich frage mich, ob ich neben Topfschlagen und Blinde-Kuh-Spielen dazu komme, diesen Film zu schauen.

Gehört das zu Ihren Geburtstagsritualen?

Wenn man Gäste hat, die Topfschlagen wollen, dann machen wir das (schmunzelt). Aber ich würde mir schon gerne den Film anschauen, er ist so etwas wie ein Geburtstagsgeschenk, wenn auch absolut zufällig. Ich habe ihn bisher nur einmal gesehen, und das ist schon eine Weile her. Die Neugierde steigt also.

Sie gucken Ihre Filme linear?

Ich versuche es zumindest. Es hat eine andere Energie, wenn man sagt „Es ist jetzt Donnerstagabend 20.14 Uhr und in einer Minute geht's los“, als wenn man sich den Film morgens um vier oder nachmittags um drei in der Mediathek anschaut, wenn man das Gefühl hat, der einzige Zuschauer zu sein. Ich gehöre zu der Generation, die mit 20.15 Uhr aufgewachsen ist. Auch wenn wir heute im Zeitalter der Streamingdienste sind, stelle ich mir immer noch die Frage: „Was kommt heute um 20.15 Uhr?“ Das steckt einfach noch in mir.

Wie haben Sie Ihre Kindheit in Salzgitter erlebt? Das ist ja nicht unbedingt eine Stadt, in die man sich schockverliebt.

Nicht wirklich. Es war damals Zonenrandgebiet, es gab viel Schwerindustrie, da wurden Motoren für VW, Lastwagen und Züge gebaut. Für einen jungen Mann, der den Wunsch hat, zum Film zu gehen, ist das ein schwieriges Pflaster. Ich musste meinen Weg finden über das Staatstheater in Braunschweig, wo sich dann die Chance aufgetan hat, nach Hamburg zur „Sesamstraße“ zu gehen.

Zur „Sesamstraße“?

Ja, ich hatte einer Schauspielerin, die in Braunschweig gastierte, gesagt, dass ich eigentlich zum Film möchte. Sie sagte, dass sie bei der „Sesamstraße“ arbeitet, hat mich dorthin vermittelt und ich wurde – mit Augenzwinkern – zweiter Regieassistent.

Wieso mit Augenzwinkern?

Die Stelle gab's nicht wirklich, aber sie haben gesehen, dass ich ein aktiver junger Mann bin, und haben gesagt: Okay, Du machst die zweite Regieassistentenrolle und darfst zwischendurch auch mal mit Samson spielen. Dadurch bin ich an zwei oder drei Auftritte in der „Sesamstraße“ gekommen.

Auch ein Karrierestart.

Wenn man in dieser Branche sieht, dass jemand etwas möchte, etwas kann und nett ist, dann kommt man weiter im Leben. Dieselbe Firma produzierte auch Filme, dort wurde ich dann wirklich zweiter Regieassistent, hatte die Bücher, las von einer kleinen Rolle eines jungen türkischen Bruders, bekam die Rolle und stand mit Evelyn Hamann vor der Kamera. Wir hatten zwei oder drei gemeinsame Drehtage, dann empfahl sie mich für

„Die Erde ist meine Heimat“

Mehmet Kurtulus über seinen Weg aus Salzgitter in die Welt und die Rückkehr als verdeckter Ermittler ins deutsche Fernsehen.



Foto: imago/Nicole Kubelka

die Komödie im Winterhuder Fährhaus, wo wir dann zusammen „Pfefferkuchen und Gin“ spielten.

Über Evelyn Hamann sind Sie ja auch an Ihre Schauspiellehrerin gekommen.

Ja, ich sagte damals zu ihr: „Ich bin ein bisschen Freigeist und habe Freunde, die in Hamburg auf der Schauspielschule waren, aber nicht so tolle Sachen von ihrer Schulzeit erzählt haben. Deswegen würde ich gerne fundiert, aber unabhängig meine Ausbildung machen.“ Sie sagte: „Okay, dann nimmst du Unterricht bei meiner Lehrerin, bei Annemarie Marks-Rocke.“ Das war 1994 und Frau Marks war 92 Jahre alt. Eine kleine, zierliche Dame in einer riesigen Eppendorfer Wohnung. Mit anderen Worten mein Bingo. Immer, wenn ich zur Toilette ging, sah ich an den Wänden Fotogalerien von ihren Schülern: Walter Giller, Nadja Tiller, Dagmar Berghoff und viele mehr. Unsere „Frau Tagesschau“ zum Beispiel hatte bei Frau Marks ihre Phonetik-Ausbildung. Ich war zwei Jahre bei Frau Marks, dann ging es los mit „Kurz und schmerzlos“.

Wie blicken Sie denn mit dem Abstand von über zehn Jahren auf Ihre Rolle als Cenk Batu zurück, der als erster türkischstämmiger Kommissar im „Tatort“ ermittelte. Eigentlich eine Selbstverständlichkeit, die damals zur Sensation aufgebauscht wurde.

Wenn in den 60er Jahren ein türkischer Arzt in Köln eine Praxis eröffnet hätte, wäre es eine Sensation gewesen. Wenn aber im Jahre 2008 ein gebürtiger Türke, der seit über 35 Jahren in Deutschland lebt, „Tatort“-Kommissar wird, solltet es keine Sensation mehr sein. Aber das war für mich ein Zeichen dafür, dass unsere Integration offenbar noch nicht so weit war, wie wir dachten. Das höchste Maß an Integration ist Normalität. Und die hatten wir nicht. Es schlug in beide Richtungen aus: Auf der einen Seite hieß es wow, endlich, wie schön. Aber im Internet war man teilweise nicht sehr nett zu mir, da wurde es auch rassistisch: Müssten wir den „Tatort“ jetzt auf Türkisch gucken? Gibt's den jetzt mit Untertiteln?

War das der Grund, warum Sie die Rolle nach nur sechs Folgen wieder an den Nagel gehängt haben?

Überhaupt nicht. Ich war damals gerade 40 und dachte: Da geht doch noch was. Ich habe wirklich mit Freude aufgehört, weil man aufhören soll, wenn's am schönsten ist. Wir haben sechs schöne „Tatorte“ gedreht und hatten immer sieben Millionen Zuschauer, die diesen „Tatort“ sehen wollten. Ohne große Schwankungen. Ich habe das als Kompliment empfunden. Und die ARD hat mir auch gesagt: Wir haben dich nicht geholt, damit du zehn Millionen Zuschauer hast, sondern wir wollen mit dir neue Wege gehen, den „Tatort“ verjüngen und auch mal anders erzählen. Das heißt, ich stand mehr für Innovation als für Erfolgsdruck. Ich werde teilweise heute noch auf der Straße auf Cenk angesprochen.

Wie hat sich durch die Zeit, die Sie im Ausland verbracht und gearbeitet haben, Ihr Blick auf Deutschland verändert?

Ich bin in der Türkei geboren und in Deutschland aufgewachsen und habe durch die Chance, das Ausland zu besuchen, ziemlich schnell bemerkt, dass ich keine Grenzen mehr im Kopf habe. Ich fühle mich in Mexiko genauso wohl wie in Japan, der Türkei etc. Ich habe mein Leben auf zwei ganz einfache Sachen runtergebrochen: Der Humanismus ist meine Religion und die Erde meine Heimat. Es gibt eine Welt vor Corona und die Zeit heute. Ich stelle mir Bedauern und Erstaunen fest, dass sich unsere Welt wirklich verändert hat. Es ist dennoch unsere Aufgabe, flexibel zu bleiben.

Inwiefern?

Das Deutschland, das wir bis vor drei Jahren kannten, ist jetzt ein anderes Deutschland. Wir müssen uns von Gewohnheiten verabschieden, vielleicht nicht von Traditionen, aber wir müssen anders mit unserer Zukunft umgehen. Es sind aktuell mehr Ukrainerinnen und Ukrainer in Deutschland als 2015/16 Syrer, Afghanen und Iraker zusammen. Das heißt, wir werden uns in Zukunft noch mehr mischen. Und für mich stellt sich immer drängender anstatt „Wo kommst du her?“ eher die Frage: „Wo wollen wir gemeinsam hin?“

Das erinnert an den Satz von Peter Ustinov: „Wir müssen unseren Kindern nicht nur zeigen, was war, sondern auch, was werden soll.“

Ganz genau. Wir werden Gewohnheiten ändern und eine gemeinsame Zukunft schaffen müssen. Wenn man zum Beispiel an Wasser denkt, werden wir nicht nur politische Flüchtlinge haben, sondern auch Klimaflüchtlinge. Die Verschiebung von Menschenmassen wird global zunehmen. Und wir müssen auch nur vor die eigene Tür schauen: Frankfurt hat schon große Probleme mit der Wasserversorgung und zieht das Wasser aus dem Umland, das dann sagt: Wir brauchen aber auch unser Wasser.

Wenn man in andere Länder reist, bekommt man den Eindruck, dass der Umwelt- und Klimaschutz dort oft noch eine viel geringere Rolle spielt als in Deutschland.

Es wird immer vom Kampf gegen die Klimakatastrophe gesprochen. Ich finde, das ist ein Fehler im Mindset, das heißt der Perspektive der Menschen im Kopf. Will man gegen die Klimakatastrophe kämpfen oder will man etwas für den Erhalt der Menschheit tun? Die Natur interessiert sich nicht für uns, ihr ist es egal, der Planet wird das überleben. Aber wir als Menschheit werden nicht überleben. Wir tun immer so, als würden wir der Umwelt etwas Gutes tun, das hat etwas Gönnerhaftes. Aber es geht um uns. Vor 200 Jahren hatten wir eine Milliarde Menschen auf der Welt, 1970 waren es vier Milliarden, jetzt sind es schon acht Milliarden. Es gibt Prognosen, dass es in 30 Jahren 32 Milliarden sind. Das geht gar nicht. Was sollen diese Menschen essen, was sollen sie trinken, wo sollen sie leben? Welche Welt werden wir ihnen übergeben in der Zukunft?

▼ ZUR PERSON

Mehmet Kurtulus

wird am 27. April 1972 in der westtürkischen Stadt Uşak geboren. Als der Junge zwei Jahre alt ist, zieht seine Familie nach Salzgitter. Kurtulus nimmt Schauspielunterricht, dreht mit Regisseur Fatih Akin, spielt in deutschen, amerikanischen, französischen und türkischen Produktionen. Im ARD-Zweiteiler „Mordach – Tod in den Bergen“ kehrt Kurtulus nun wieder ins deutsche Fernsehen zurück. Nach etlichen Jahren in Hamburg lebt Mehmet Kurtulus heute in München in einer Beziehung, über die er in der Öffentlichkeit nicht sprechen möchte. js